

Bärner Platte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **86 (1960)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

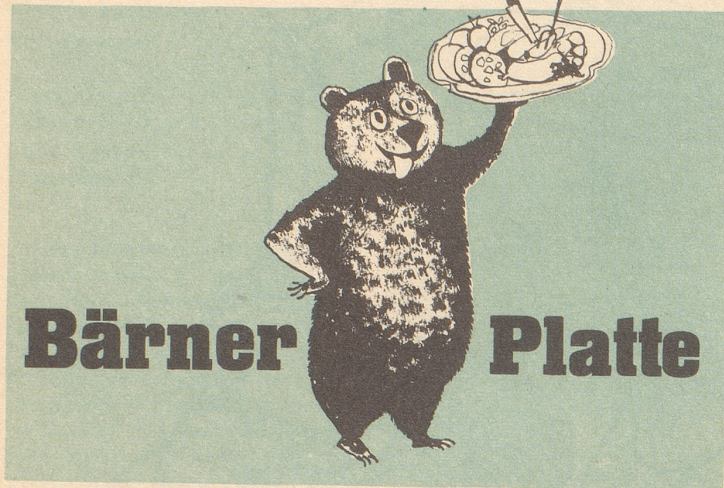
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bärner Platte

Ein Berner XXII

Ein Berner namens Willi Tschanz erfuhr von einer Sitz-Vakanz im schweizerischen Bundesrat. Der Willi Tschanz, ein Mann der Tat mit klugem Kopf und Mutterwitz, bewarb sich um den leeren Sitz; und jeder, der ihn kannte, wußte, daß er die Wahl gewinnen mußte als weitaus bester Kandidat für unsern höchsten Magistrat.

Doch Willi Tschanz ward nicht gewählt. Warum, ist leider rasch erzählt: Man stellte nämlich fest, er sei nicht in der richtigen Partei, nicht aus dem richtigen Kanton und von der falschen Konfession; auf solches aber – sagte man – kommt es bei solchen Wahlen an.

«He nu», sprach Willi Tschanz mit Ruhe,
«dann blast mir eben in die Schube.»

Der Minger

An einem Schulfest mußte ich einmal ein Gedicht rezitieren, und die ersten Worte, die ich vor dem Publikum hervorzupressen hatte, lauteten: «Abendlied – von Keller». Damals dämmerte mir zum erstenmal auf, daß man bei ganz berühmten Leuten den Vornamen oder das «Herr» weglassen darf, ohne unanständig zu wirken. Hätte ich nämlich zum Beispiel im Zusammenhang mit unserem Nachbar vom «Küenzi» gesprochen, dann wäre ich von der Mutter bestimmt zurechtgewiesen worden, man sage «der Herr Küenzi»; andererseits aber sprachen auch die Erwachsenen «vom Goethe» und «vom Pestalozzi», ohne mit einer Wimper zu zucken. Zu jener Zeit durfte ich auch einmal mit dem Vater an ein Défilé. Als da unter lauter hohen Offizieren ein britischer Zivilist in schwarzer Kleidung dahergaloppiert kam und von allen Leuten beklatscht wurde, hieß es: «Das isch der Minger.» Daraus schloß ich mit kindlichem Scharfsinn, daß dieser Minger ein so berühmter Mann wie der Keller sein müsse. Später lernte ich noch eine weitere Nuance der Namensgebung ken-

nen. Man sprach, wenn man sich über die Bundesräte unterhielt, «vom Motta», «vom Pilet-Golaz» oder «vom Wetter»; wenn man aber auf den Chef des Militärdepartements zu sprechen kam, sagte man meistens: «der Minger Ruedi». Und ich merkte bald, daß diese vertrauliche Bezeichnung nicht etwa eine Respektlosigkeit bedeutete, sondern im Gegenteil von einer besonderen Beliebtheit und Volksverbundenheit des Mannes zeugte. Denn so ist es bei uns im Bernbiet und wohl auch anderswo: eine Person des öffentlichen Lebens muß schon etwas ganz Besonderes geleistet haben, bis man sich die Mühe nimmt, sich ihren Vornamen zu merken.

Wenn man also einen Minger-Witz mit den Worten begänne: «Der Bundesrat Minger isch einisch ...», dann wäre schon diese Formulierung ein Witz für sich; denn selbstverständlich lautet die richtige Einleitungsformel: «Minger Ruedi isch einisch ...»

Die Minger-Witze,

die während seiner Amtszeit im Bundeshaus (1929–40) und auch später entstanden, sind sehr zahlreich; aber ich bin überzeugt davon, daß es sich fast durchwegs um pure Erfindungen handelt, die man ihm aus lauter Liebe angedichtet hat. Wenn man diese Witze näher anschaut, merkt man zwar erstaunt, daß sie den Minger Ruedi keineswegs in ein vorteilhaftes Licht rücken; Ausgangspunkt ist meist seine bäurische Herkunft und ein damit verbundener Bildungsmangel, so daß er in der geschliffenen Welt der Politiker und Diplomaten wie ein ungeschlachter Bär dasteht; aber auch das gehört eben zur Bernerart: wenn man jemanden gern hat, nimmt man ihn hoch. Und Minger Ruedi durfte man ruhig hochnehmen; seine hervorragenden Fähigkeiten waren dermaßen bekannt und unbestritten, daß auch der derbste Witz seinem Ruf nicht schaden konnte.

Minger Ruedi nahm einmal mit Frau und Tochter an einem offiziellen Bankett teil. Plötzlich flü-

sterte die Tochter, die ein Kind erwartete, ihrer Mutter etwas zu; die beiden Frauen verließen hastig den Saal, und nach angemessener Zeit erschien Frau Minger allein wieder und verkündete strahlend, ihr Mann sei soeben Großvater einer gesunden Enkelin geworden.

«Da gseht me wieder einisch:», bemerkte Ruedi blinzeln, «La petite vient en mangeant!»

Nach einer Vernissage in der Kunsthalle wurde Minger Ruedi gefragt, welches Bild ihm am besten gefallen habe.

«Das mit em Toucher» antwortete er.

Der Frager konnte sich nicht erinnern, das Bild eines Tauchers gesehen zu haben.

«He wohl», sagte Ruedi, «es isch doch dütlech drunger gstange: «Nepas-Toucher!»

Nach seiner Wahl in den Bundesrat wurde Minger Ruedi ermahnt, diese Aenderung seines Ranges auch auf dem Messingschild unter der Türklingel zu vermerken. Da ließ er folgende Inschrift anbringen: «Rodolphe Minger, Conseiller Fédéral, Chef du Département Militaire. – En cas de guerre, sonnez deux fois.»

Eines Tages faßte Minger Ruedi den Entschluß, etwas für seine Bildung zu tun. Die Einrichtung einer Privatbibliothek schien ihm dazu eine taugliche Maßnahme. Ein Schreiner stellte in seinem Arbeitsraum die nötigen Gestelle auf. Da er vernahm, daß die Bücher im Welschland billiger seien als in der deutschen Schweiz, fuhr er nach Lausanne.

«Je voudrais des livres» sagte er in einer Buchhandlung.

«De quel auteur?» erkundigte sich die Verkäuferin.

«Oh, environ trente centimètres» antwortete Ruedi.

Auch in der englischen Sprache konnte sich Minger Ruedi weniger gut aus als in der Kunst des Regierens. Als er einmal auf einer öffentlichen Personenwaage englischer Fabrikation sein Gewicht prüfen wollte und nach Einwurf eines Zehnrappenstückes das Gewichtskärtchen mit der Aufschrift «Ticket» herauskam, murmelte er verblüfft: «Wohär wüsse jitz die, daß i ticket ha?»

Der Chauffeur seines Dienstwagens fragte ihn einmal: «Herr Bundesrat, wär isch das: es isch weder my Brueder no my Schwöschter u isch doch mym Vatter sys Ching?» Minger Ruedi runzelte die Stirn; doch bevor er etwas Falsches sagen konnte, rief der Chauffeur triumphierend: «Eh, das bi doch i sälber!» «Nid schlächt», schmunzelte Ruedi; und am Abend fragte er seine Stammtischkollegen: «Wüssed Dir,

wär das isch: es isch weder my Brueder no my Schwöschter u isch doch mym Vatter sys Ching?» «Das bisch Du sälber», sagte einer. «Chasch tänke!» antwortete Ruedi, «dasch doch my Schofför!»

Als gegen Ende der dreißiger Jahre die hitlerischen Heerscharen immer üppiger wurden und die politische Spannung zwischen der Schweiz und dem Dritten Reich zunahm, schickte der Bundesrat den Minger Ruedi nach Berchtsgaden, um einmal mit dem Führer «zBode zrede». Für diese Dienstreise stellte man ihm einen Roten Pfeil zur Verfügung, und Minger, der sich für alles interessierte, setzte sich vorn in den Triebwagen.

Anderthalb Stunden nach der Abfahrt meldete er sich aber bereits wieder im Bundeshaus.

«Es isch de nüüt gsi», erklärte er, «mit däm Hitler cha me nid rede. Scho ir Ysebahn hei sies agschriebe: «Unterhaltung mit dem Führer verboten.»»

Auch eine Unterredung mit dem italienischen Duce kam nicht zustande. Diesmal gelangte Ruedi zwar bis in den Regierungspalast, kehrte aber vor der Tür Mussolinis wieder um.

«Er isch nid dert gsi», berichtete er nach der Heimkehr, «a syner Tür hets heisse: «Bi nit do. Mussolini.»»

Auf einer längeren Fahrt ins Blaue hatte Minger Ruedi mit andern Ehrengästen im Speisewagen so viel zu tun, daß er gar nicht dazukam, die Reiseroute zu verfolgen, und als er endlich in dunkler Nacht mit seiner Frau ein Hotelzimmer bezog, wußte keines von beiden, wo sie sich befanden.

Nun traf es sich aber, daß Ruedi, bevor er ins Bett schlüpfte, noch etwas zu verrichten hatte. Er verließ das Zimmer, kam aber gleich darauf mit wehendem Nachthemd wieder zurück.

«Jitz weiß i, wo mer sy» sagte er, «z Indie!»

«Eh aber nei o!» ertönte die Stimme seiner Gattin aus den Kissen, «das wird doch nid sy!»

«He wennis doch säge!» beharrte Ruedi. «Süsch gang lue sälber. Grad da usse näbe der Tür scheidt es agschriebe: «Toiletten jenseits des Ganges.»»

Und zum Schluß noch die einzige Anekdote, für deren Wahrheit ich einstehe kann:

Nicht lange vor seinem Tode hatte Minger Ruedi einmal im Radio-Studio von Bern eine Aufnahme zu machen. Der Techniker, der ihm zugeteilt war, stellte sich vor: «Hübscher.»

Ruedi maß ihn mit einem raschen Blick von Kopf bis Fuß und blickte dann an seiner eigenen, untersetzten Gestalt hinunter.

«Tatsächlech – es schtimmt!» sagte er. Ueli der Schreiber